

NZZ am Sonntag

Rumänien

Brüssel setzt lieber auf Zuckerbrot als auf Peitsche

Nirgends erfolgte der Umbruch in Osteuropa so dramatisch wie in Rumänien, wo am 25. Dezember 1989 der Diktator Ceausescu und seine Frau nach einem Schnellverfahren standrechtlich erschossen wurden. 2007 wurde das Land (zusammen mit Bulgarien) Mitglied der EU. Das war eine beachtliche Entwicklung – von der abgewirtschafteten Diktatur zum EU-Mitglied in 17 Jahren. Die EU hat sich grosse Verdienste erworben beim Wiederaufbau der ehemals kommunistischen Länder in Osteuropa. Das Motto der damaligen deutschen EU-Rats-Präsidentschaft lautete sonnig: «Europa gelingt gemeinsam», und der Glaube an die erzieherischen Kräfte der EU war gross. Inzwischen muss Europa zuschauen, wie der rumänische Ministerpräsident Victor Ponta – ähnlich wie der Regierungschef in Ungarn – autoritäre Tendenzen pflegt und die parlamentarische Mehrheit als Freipass zum Abbau des Rechtsstaates begreift. Der Umbruch in Osteuropa ist in einigen Ländern nur oberflächlich verlaufen. Tiefer gesellschaftlicher Wandel braucht mehr Zeit. Diese hat die EU aber nicht, und ihre Optionen sind ohnehin beschränkt. Die erzieherischen Mittel der EU wirken am stärksten, solange ein Land etwas von der Union will. Einmal Teil der EU, der Euro-Zone oder des Schengener Abkommens, verschiebt sich die Macht von der Gemeinschaft zum renitenten Mitglied, das die Gemeinschaft nun erpressen kann. Um so mehr, als die EU lieber nicht auf die Peitsche, sondern auf Zuckerbrot setzt. Dieses wird in Zeiten der Schuldenkrise aber ziemlich knapp. (tis.)

Credit Suisse

Fehler bei der Bank haben System

Erstaunt nehmen wir zur Kenntnis, dass die Credit Suisse unilateral den automatischen Informationsaustausch eingeführt hat. Nur so können wir uns erklären, dass die Bank den deutschen Behörden Tausende von Datensätzen zur Verfügung stellte – von jenen Kunden, die mit Schein-Lebensversicherungen sehr wahrscheinlich Steuern hinterzogen haben. Stimmt nicht, heisst es im Umfeld der Bank: Verantwortlich für das Datenleck sei ein Einzeltäter. Einer, der gegen sämtliche internen Vorschriften verstossen und die Kundendaten mit viel krimineller Energie auf einen Computer in Frankfurt geschmuggelt habe. Dort seien sie dann von den deutschen Ermittlern beschlagnahmt worden.

Ob diese Version stimmt, ist unklar. In der Finanzbranche, die im Monatstakt Skandale produziert, wird die Schuld immer einzelnen fehlbaren Mitarbeitern in die Schuhe geschoben. Nie will das Management von etwas gewusst haben, nie werden organisatorische Fehler oder schädliche Anreizsysteme als Problem identifiziert. Doch nach der krassen Verletzung des Bankgeheimnisses ist offensichtlich, dass es bei der CS Systemfehler gibt. Hatten die Banken, nachdem ganze CD-Sammlungen an Kundendaten gestohlen worden waren, nicht beteuert, dass fortan kein Mitarbeiter mehr Listen mit Kundendaten kopieren oder ausdrucken könne? Und arbeiten bei der Credit Suisse mittlerweile nicht gleich viele Aufpasser (Compliance Officers) wie Kundenberater – wie CS-Mitarbeiter spöttisch sagen? Die Bank hat ein grosses Problem. Die Reform muss ganz oben beginnen. (stä.)

Bundesrat und EU

Wohlfeile Ratschläge

Im Sommer fällt den Menschen vieles leichter, manchen Bundesräten beispielsweise das Sprechen. Im lockeren Plauderton äussern sie sich über Gott und die Welt und zunehmend auch über die EU. Vor einer Woche hat Johann Schneider-Ammann klargemacht, dass er schon wüsste, wie der Euro zu retten wäre. Er qualifizierte Angela Merkels Einwilligung in eine Fiskalunion überdies als «Kniefall». Der Volkswirtschaftsminister folgte da dem Beispiel des Kollegen Maurer, der kürzlich salopp darlegte, wie überlegen die Schweiz der Union sei; mit dieser möchte er möglichst wenig zu tun haben. Nur dass sich Bern täglich mit Brüssel auseinandersetzen muss: Immigration, Abgeltungssteuer – die Liste liesse sich beliebig verlängern. Ob es da der Schweizer Position hilft, wenn man jeweils rasch vorher noch die Mächtigen der EU belehrt? Die Erfahrung zeigt: Hochmut kommt vor dem Fall – wie soeben wieder im Fluglärmstreit zu beobachten war. (fem.)

Chappatte



Schlechte Wirtschaftslage in den USA

Der externe Standpunkt

Die Gier hat sich ins Herz der Banken hineingefressen

Früher gab es Betrug nur an den Rändern des Finanzgeschäfts. Heute vergiftet die rücksichtslose Jagd nach schnellem Geld die Kultur von Märkten und Banken, schreibt Urs Birchler

Libor – wir können es nicht mehr hören. Früher klang das Wort wie die Zauberformel aus einem Märchen. Nur Spezialisten wussten, was sich dahinter verbirgt. Längst vergessen ist der griechische Bankier Minos Zombanakis, der 1969 die erste Libor-Anleihe (an Iran) erfand. Heute steht «Lie-Bore» oder «Lie-More» nur noch für den wohl grössten Finanzbetrug der Geschichte.

Dabei geht es um Hundertstelprozente. An diesen hängen Geschäfte in Beträgen mit 14 Nullen – die Hälfte des gigantischen weltweiten Derivatmarktes. Dies ist der längste Hebel, der auf den Finanzmärkten zu finden ist. Schon eine Manipulation um wenige Hundertstelprozente verschiebt Milliardenbeträge von, beispielsweise, Pensionskassen zu Hypothekenschuldnern.

Zweifel, wonach nicht alle Banken diesen Referenzzinssatz für Interbankengeschäfte ehrlich meldeten, bestanden seit längerem. Vor der Finanzkrise fiel auf, dass die Libor-Sätze im Tagesverlauf kaum schwankten. Doch erst die Krise öffnete dem Betrug Tür und Tor. Die Banken gaben einander kaum mehr Kredite. Der Libor beruhte immer weniger auf echten Geschäften und immer mehr auf hypothetischen Zinssätzen, zu denen die Banken – nach eigenen Angaben – hätten borgen können.

Der Nachweis, dass etwas faul ist, gelang Rosa Abrantes-Metz und Sofia Villas-Boas spätestens 2010. Sie benutzten das Benfordsche Gesetz über die Verteilung der einzelnen Ziffern in Statistiken (beispielsweise ist die 0 in der Regel häufiger als die 9), mit dem schon Forscher der Fälschung von Daten überführt wurden. Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass mit einer Ausnahme alle Banken geschummelt haben könnten.

Wer profitiert hat und wer geprellt wurde, ist kaum genau festzustellen. Der Fall verspricht auf Jahre hinaus Futter für Juristen und negative Publizität für Banken. Geschädigt bleibt der Ruf nicht nur der Banken, sondern des Bank- und Geldwesens insgesamt und

der Marktwirtschaft schlechthin. Als ob es dessen noch bedurft hätte.

Wie kommt es, dass ein Klub von Gentlemen zu einer kriminellen Vereinigung mutiert? Gier? Nein. Gierig waren wir schon, bevor wir aufrecht gehen konnten. Zieht das Geld die Kriminalität an wie der Kuhfladen die Fliegen? Schon eher, aber auch nicht erst heute. Schon in den Anfängen des Aktienhandels zogen die Händler in Amsterdam von Kaffeehaus zu Kaffeehaus und redeten dieselbe Aktie hier in den Himmel, dort in die Hölle. An der alten Zürcher Börse nutzten Börsenhändler Differenzen zwischen Aufträgen zum lukrativen Kursschnitt.

Finanzbetrug gab es immer. Aber er fand an den Rändern oder in einzelnen Enklaven des Finanzgeschäfts statt: Der Chiasso-Skandal von 1974 betraf eine einzelne Filiale; Leason, Madoff, Kerviel, Adoboli waren Einzelfiguren. Neu scheint: Gier und Rücksichtslosigkeit haben sich ins Herz der Banken und der Märkte hineingefressen. Wahnwitzige Boni und Abgangsentschädigungen, Inanspruchnahme von Staatshilfe (mindestens durch die Hälfte der Banken im Libor-Panel) gepaart mit Arroganz, zuletzt die Libor-Schummelei – das sind nicht mehr Taten von einzelnen, das ist Kultur.

Urs Birchler



Urs Birchler ist Professor für Banking am Institut für Banking und Finance der Universität Zürich. Er war bis zum Jahr 2009 als Direktionsmitglied bei der Schweizerischen Nationalbank tätig. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Banken- und Finanzmarktregulierung.

Im Investment Banking beispielsweise gilt die Mentalität des «you eat what you kill». In dieser Jäger-und-Sammler-Gesellschaft tötet jedes Individuum oder Team für sich. Der Duft des monetären Blutes entfesselt enorme individuelle Energien; die Beteiligten vergessen ihre Umwelt und manchmal sich selbst. Die Mentalität mischt sich – trotz hartnäckigen Versuchen der Universalbanken – nicht mit dem ruhigeren Naturell der Gartenbauern im Kreditgeschäft. Hier wird nicht getötet, sondern gepflegt. Nur: Wer heute sät, kann nicht morgen schon ernten. Dies aber verlangt die Schnellebigkeit des Geschäfts. Erfolg wird heute kurzfristig belohnt, und es scheint, belohnte Ungeduld macht süchtig.

Die beiden Schweizer Grossbanken haben im Libor-Skandal eine weitere goldene Gelegenheit versäumt, sich als verlässliche, ehrliche Partner zu profilieren und sich von der internationalen Konkurrenz abzugrenzen. Stattdessen stehen sie nun nicht nur im Visier der Behörden, sondern sind auch bereits Ziele von Sammelklagen in den USA. Negativwerbung dürfte ihnen für einige Zeit sicher sein. Der Kulturwandel muss nun in einer Zeit gelingen, in der das bis zum Ausbruch der Finanzkrise weltweit aufgeblähte Bankgeschäft international und national schrumpft. In der Schweiz kommt noch der Verlust des mit Steuerhinterziehung verbundenen Geschäfts dazu. In den nächsten Jahren wird die Schweiz deshalb Herausforderungen zu bewältigen haben, die an die Textilkrise nach dem Ersten Weltkrieg erinnern.

Die Schweizer Bankbranche war seit den 1960er Jahren so erfolgreich, dass sie zuletzt als Hauptsponsor der Schweiz wahrgenommen wurde – und sich zunehmend auch so fühlte. Es ist nicht einfach, plötzlich in den Mantel des Sanierungsfalls zu schlüpfen. Aber ein Trumpf bleibt auch fehlbaren Banken noch: die grosse Mehrheit grundehrlicher Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen.